

■ *AM ANFANG WAR DER TISCH*

■ *Heft #2*



Am Anfang war der Tisch

Heft #2

2023

Liebe Lesende, liebe Schreibende

Im Ankündigungstext für die Heftvernissage vom 31.5 hiess es: «...denn wenn in einem Programm steht, dass zu einer gewissen Zeit an einem gewissen Ort eine Publikation veröffentlicht wird, dann werden sich bestimmt die dazu nötigen Buchstaben in Grüppchen auf Linien hinter Punkten und zwischen Leerstellen sammeln und mutig zusammen in den Druck gehen...»

Wir sind ganz froh darüber, dass sich diese Prophezeiung weitestgehend selbst erfüllt hat und so viele mutige Zeichen rechtzeitig in Druck gegangen sind. Es erscheint somit *Heft#2* unserer Publikationsreihe *Am Anfang war der Tisch*, worin eine Auswahl der Texte abgedruckt ist, die an den gleichnamigen Veranstaltungen zusammengetragen wurden: Eine unstete Gruppe von Schreibenden, offen für alle, trifft sich am *CRMI-Tisch*, liest sich Texte vor, spricht darüber, lacht, isst Pommes.

Das Vorwort hat dem Zeitdruck nicht standgehalten. Es liefen, am Tag vor der Veröffentlichung, zwei Leerseiten durch die Apparaturen der Druckerei Schürch in Huttwil. Herzlichen Dank und nichts für Ungut. Was nun? Zwar fanden wir grossen Genuss daran, in den Graubereich dieser Doppelseite zu starren und, gleich dem alten Steinhauer, die darin verborgenen Formen zu suchen. Weil aber dem Vorwort seine Agentenrolle so wichtig ist, und weil die Leere auch ein Tunnel sein kann, haben wir es nicht dabei belassen.

Diese, sowie die weiteren Klebeetiketten sind während der Vernissage entstanden und können nach Belieben eingeklebt, sowie durch handschriftliche Eintragungen ergänzt oder ersetzt werden.

Loris Aregger

Vielleicht möchten Sie sich als lesende Person durch die Texte wälzen. Vertrautheit, Verwirrung oder Ablenkung in einem der Werke finden und die Frage *Wer hätte das gedacht?* stellen.

Mario Salas

Wäre es nicht urkomisch einem Orang-Utan, welcher in der Kunst der Zeichensprache bewandert ist, dieses Büchlein zu übersetzen. Welches Bild der Menschheit hätte er dann?

Mario Salas

Das mit den Namen ist gelogen, das sind alles Schreibübungen von mir.
~~Ma~~-Martin Suter

Es war einmal... und jetzt kommt viel. Zwischen diesen Seiten leben die letzten Exemplare des Genitivs! Finden Sie hier den Anfang des Tisches und viele, aber nicht alle, von dessen Enden.

Louisa Merten

Das Gewicht der Welt zu tragen, ist eine Kunst, die auf sehr verschiedene Art und Weise ausgeübt werden kann. Beispiele auf den folgenden Seiten.

Tanja Schwarz

Auf jeden Fall werden wir, oder wenigstens wollen wir, wenn nicht, dann doch, allerdings müssten wir, und können nicht. Oder doch?

Tanja Schwarz

Nelly Staneva

- 8 *nest*
10 *Ruhige Zwischenräume*

Mario Salas

- 13 *Wissen ist Schmerz*

Elia Aubry

- 17 *Dazwischen Gelb. Dazwischen Stille.*

Kira Behar

- 24 *Bausteine*
26 *living on the edge*
27 *(o.T.)*
28 *weißt du*

Loris Aregger

- 30 *Du: Staub*
31 *Unruhe und Zuversicht*
32 *Letzter Aufruf*
33 *Narr am Rand*
34 *Alles, Alles, Alles*

Tanja Schwarz

- 41 *Künstlerin ohne Werk*
46 *vorahnung des unglücks in einer
aufgeblühten lilie*
47 *erinnerung an einen berg, der einst ein
geisteszustand war (das gewicht der angst)*
48 *(o.T.)*
49 *und wie all diese dinge notwendigerweise
wahr sind*
50 *ursprung der tränen*
52 *dass auf der zunge das wort kraft*

Michael Wittmann

- 56 *obergasse*

«Ich, ich werde etwas sehr Niedriges und Kleines sein. Die Empfindung, die mir das sagt, gleicht einer vollendeten, unantastbaren Tatsache. Mein Gott, und ich habe trotzdem so viel, so viel Mut, zu leben? Was ist mit mir? Oft habe ich ein wenig Angst vor mir, aber nicht lange. Nein, nein, ich vertraue mir. Aber ist das nicht geradezu komisch?»

Robert Walser, aus «Jakob von Gunten»

Nelly Staneva

■ nest

soweit das auge reicht
es reicht nicht
doch diese frau hier mit deinem gesicht
baut vogelnester aus dornen
und brütet unbekümmert leben aus
die komplexität des flugs
wird sie nicht entschuldigen
aber vielleicht der nebel denn
so sterben menschen vögel
pünktlich und bei eingeschränkter sicht
krümel sind schon schön verstreut
das gefiederte fell atmet ein und aus
jetzt der chronische tief-
blutdruck und minimales licht
links nerviger bass
und keine illusionen ja das leben hier
nicht anderswo im himmel
dicht am heizkörper gelehnt
das leben hier er-
hebt das glas

tête-à-mitternacht und redet
theoretisch tot ja sogar kant-
e wohl aus zuckersalz
eine art karate winken mit extrem-
itäten vor dem spiegel bloss allein
aber schon schön das gefiedertes fell
und wirklich so
sie verlässt einen körper weil sie
ihn ganz für sich hat
ohnmacht weil dazugehören frei
ein verschwitztes glas
umklammert niedere instinkte
davon der wichtigste zu atmen
und erst danach zu fliegen

■ Ruhige Zwischenräume

Du findest wieder diese Bank,
angelehnt am Baulärm –
die Reifen prügeln unaufhörlich
die Pflastersteine des Boulevards.
Die Dämmerung scheint anzuschwellen,
beschwert deinen Körper angenehm,
und du hockst dich hin, bemerkst
das Eisen des Klettergerüsts
wie es darauf besteht, dass du dich erinnerst,
an mehr erinnerst, als es Platz hat
in deinem unerwarteten Erscheinen.
Von hier aus vergingen Jahrzehnte
im Galopp, als wolltest du
dem schlecht sitzenden Hufeisen
davonlaufen.
An anderen Hebeln hängend,
fielst du kein einziges Mal
mit simulierten reifen Muskeln.
Der Rost hier riecht nach Entspannung.
Die im Beckenknochen
hängt wohl zusammen. Und mit

Erleichterung erfindest du die Schaukel,
die Seile und erst dann das Kreuz.
Zwischen den vollen Eimern – ein bekanntes Zischen,
du beißt in diesen Apfel, den das
letzte Jahrhundert übrig gelassen hat,
und deine Armbänder schimmern verheißungsvoll.
Außer Atem besteigst du die Rutsche.
Du wirst ihn trotzdem versuchen,
diesen Absatz der ruhigen Betrachtung,
auch wenn du ihn erstmal buchstabieren musst.

Die Fläche – drei mal fünf und niemand.
Dunkelblaue Nacht tritt in die Glut der Zigaretten.
Irgendwo ist ein Mädchen verschwunden.
Kaum jemand wird es suchen
nach zwanzig Jahren und dann genau hier.

Mario Salas

■ Wissen ist Schmerz

Wissen ist Schmerz, denkt sich Marcel als er den Bund liest und einen Fehler entdeckt. Lorenz, der ihm gegenüber sitzt, so wie er ihm an diesem Tisch immer gegenüber sitzt, scheinen Fehler nicht zu interessieren. Er liest die Berner Zeitung und scrollt zeitgleich auf seinem ach so smarten Phone. Marcel liest Lorenz eine Schlagzeile im Bund vor und sucht den Hauch einer Bestätigung in seiner Reaktion. Was damit sei, fragt Lorenz, ohne von Zeitung und Smartphone aufzusehen. «Der Fall», meint Marcel. «Jaja, spannender Fall», bestätigt Lorenz. Marcel entgegnet: «Es ist der falsche Fall. Das darf kein Dativ sein.»

Es sei krass, dass Journis das nicht mehr können, bestätigt Lorenz schliesslich.

Lorenz überlegt, etwas zur Verdrängung des Genetivs zu sagen. Dass er bald aussterbe und man eigentlich darauf achten sollte, ihn mehr zu verwenden. So wie man heute halt Sachen erhalten müsse. Als Kulturerbe quasi. Allerdings

weiss er, dass er das bloss sagen würde, um nicht ganz so dumm dazustehen. Zudem ist er sich nicht sicher, ob es denn wirklich der Genitiv ist, der am Aussterben ist. Vielleicht ist es auch der Akkusativ. Lorenz hat auch Angst vor der Diskussion. Was, wenn das Erhalten des Genitivs als überholt interpretiert wird? Marcel ist zwar nicht der klassische Verfechter der Sprachinklusion, aber wenn er möchte, könnte er Lorenz in Grund und Boden argumentieren. Nein, das will Lorenz auf keinen Fall. Nicht heute. Die Stimmung ist ihm zu angenehm. Zu bequem.

Marcel beobachtet Lorenz bei seinem Denkprozess und ist froh, dass dieser Fehler auch für Lorenz keine Lappalie zu sein scheint. «Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod», flüstert Lorenz apathisch, die Augen noch immer auf Zeitung und Smartphone gerichtet, «ein langsamer, zermürbender Tod». Marcel ignoriert das Gehörte, blättert weiter und nimmt einen lauten Schluck Tee aus seiner Tasse.

Lorenz macht es ihm nach und blättert. Er entdeckt die erwähnte Schlagzeile und liest sie sorgfältig. Er tippt u-n-t-e-r-s-c-h-i-e-d-Leerschlag-g-e-n auf sein Device und stellt fest, dass der Autofill seines Pixel 7a's bereits «nitiv Dativ» vervollständigt. Lorenz verliert sich in Gedanken konspirativer Natur, von denen er sicher ist, dass sich gegen 49% Wahrheitsgehalt finden liesse, wären sie irgendwo niedergeschrieben. Diese Gedanken festzuhalten allerdings,

sieht er nicht in seinem Aufgabenbereich. Das soll die WOZ machen. Oder die Republik.

Lorenz faltet die BZ mehr schlecht als recht zusammen und legt sie in den Zeitungshalter neben dem Tisch. In einer unsicheren Bewegung nimmt er sich die WOZ. Er breitet die Zeitung vor sich aus und sucht nach dem Ansatz einer Bestätigung seines Gedankenganges. «Kafi?» – «Espresso.»

Elia Aubry

■ Dazwischen Gelb. Dazwischen Stille.

Auszug aus einem längeren Text

Ich weiss nicht, was ich alles erfinden muss, um zu verstehen, in was ich da hineingeraten bin. Ich bin nicht verrückt. Mir fehlen die Erinnerungen. Das ist alles. Das, was aus meinem Kopf herauskommt, ist so bruchstückhaft, so zerrieben, dass es unmöglich ist, daraus eine Geschichte zu formen, an die ich glauben könnte. Meine Erinnerungen sind ausradierte Wörter, die ich nachzuziehen versuche. Manchmal ist da noch ein einzelner Satz. Ich habe keine Gewissheit, dass er meiner ist. Ob ich mich selbst zusammenfüge oder meine Selbstbeschreibung eigentlich fremdgeschrieben ist.

Ich erinnere mich an Mutter, an Vater, nicht an meine Geschwister. Ich habe eine Schwester und zwei Brüder.

Ich erinnere mich an T. Ich wohne bei ihr oder wohnt sie bei mir, ich weiss es nicht. Da ist L. T's Freund. Aber zu ihm später.

Ich erinnere mich an V. Sie lebt weit weg. Gelegentlich besucht sie mich. Wir lieben uns, glaube ich, ja doch, sehr, es ist nur schwierig, es zu glauben. Dem Vergessen ist nichts zuträglicher als Distanz. Vielleicht noch die Angst, ja, an die Angst erinnere ich mich ganz klar. Ich erinnere mich an D. Ich bin sein Sohn, nicht sein leiblicher. *Fils de coeur* wird man mir

sagen, später, und D. als meinen Vater behandeln. Ich erinnere mich an D., weil ich kontaktiert wurde. Er liegt im Sterben. Ich wurde kontaktiert, weil ich sein Sohn bin, weil meine Nummer die oberste auf seiner Liste ist. Ich erinnere mich an das Gespräch mit der Pflegerin. Ich erinnere mich daran, weil ich gleichzeitig in eine verschneite Berglandschaft blickte, weil vereinzelte Schneeflocken in der Luft schwebten, unmöglich lange, bevor sie den Boden berührten und sich auflösten. Ich erinnere mich, dass der Schnee nicht ansetzte, da wo ich stand. Nicht ansetzte, wie die Wörter in meinem Kopf nicht ansetzen, nicht Landschaft werden, die ich begehen könnte. Ich erinnere mich, dass ich mich nach D's Adresse erkundigte und den Berg herunterstieg. Ich erinnere mich das V. mir schrieb, weil ich ihr geschrieben hatte, ich sei traurig. Ich erinnere mich, dass wir uns nicht verstanden, als sie anrief, dass es nicht reichte, dass ich traurig war und wir gemeinsam hätten traurig sein können, dass sie meine Traurigkeit mit fremden Traurigkeiten verglich und die meine sich dadurch furchtbar allgemein anfühlte. Ich erinnere mich, wie ich nach unserem Gespräch im Zug sass und einen lesenden Menschen beobachtete, der Sätze mit einem Lineal unterstrich. Zuerst mit einem Stift, dann mit einem gelben Leuchtmarker. Ich erinnere mich, dass ich weinte, als ich D. sah, dass ich seine Hand hielt, dass L. hinter mir in einem Sessel sass, mir im Rücken sass, weinend, dass ich wusste, D. würde sterben jetzt. Ich erinnere mich, dass ich das Gefühl hatte, vieles zu verlieren, ohne aber etwas zu gewinnen.

Ich fürchte mich, eine Vergangenheit Gegenwart werden zu lassen, die so nie stattgefunden hat. Zusammenhänge sind nicht einfach gegeben, man muss sie herstellen. Erinnerungen sollten sich benehmen, als wären sie die Ereignisse selbst, auch wenn sie sich nie ereignet haben.

1.

Im Rückgriff der letzten Tage fühle ich mich so im Stich gelassen, dass mir kein Wort einfällt, um zu sagen, von wem oder von was. Wenn Wörter an ihre Grenzen stossen, ziehen sie sich zurück wie Schneckenfühler.

Die Ärzte sagen zu D.: «Vielleicht Tage, vielleicht Wochen.»
Ein Leben in Tagen. Ein Leben in Wochen.

Mit unseren Mündern legen wir Wörter in Köpfe wie etwas Zerbrechliches in etwas Zerbrechliches. Ohne Wörter aber, hast du gesagt, stehlen wir uns davon, wie ein Wind, der vergessen hat, woher er kam.

Vor dem kleinen Haus ist ein kleiner See, in dessen Mitte eine kleine Insel liegt.

Wie ein Schal aus weicher Wolle legt sich der Nebel um die Insel, schert seitlich aus und mildert dem hinteren Ufer seine Bestimmtheit. Das Licht stiehlt Wasser und wirft es hinauf an die Mauern, Bäume und Wiesen. Morgens lege ich meinen Körper in das kalte Wasser, bleibe lange stehen und blicke in die Augen der Krebse, die auf den Steinen Stein sein wollen.

D. sagt: «Ich will nur noch an diese Wand starren, sonst nichts.»

An der Wand hängt kein gestohlenen Wasser.

An der Wand hängen Dienstpläne und D.'s Bilder.

Frida Kahlo mit gelbem Gesicht wie seines.

Er vermutet einen Zusammenhang zwischen seinem Gelb und ihrem Gelb, zwischen seinem Tod und ihrem Tod.

Er möchte ein letztes Gedicht schreiben. Ein Siebenzeiler.

Er meint, auf der siebten Zeile müsse der Tod stehen.

Dazwischen Gelb.

Dazwischen Stille.

Dann starrt er wieder an die Wand, sonst nichts.

Als Kind starrte ich oft gedankenverloren in eine Richtung, lag auf der Lauer, bildete einen Hinterhalt für meine Vorstellungen, die sich im Wortgewand verpuppten.

«Wenn wir sprechen, bleibt die Wahrheit auf der Zunge liegen und nach dem Schweigen ist alles gelogen, weil die Wahrheit den Hals herunterfiel», sagt D. Deshalb schweigen wir auch nach dem Schweigen, greifen zum Stift und schreiben. An den Wörtern steigen wir hinunter. Es bleibt nach jedem Bergungsversuch auch etwas von uns liegen. Das verraten die gelösten Falten, wenn wir aufgetaucht uns anlachen, überrascht noch vorhanden zu sein.

«Ich habe keine Angst zu sterben», sagt D. so reflexartig, wie nur die Angst antworten kann. Doch Angst findet immer einen Weg. Lässt man sie nicht ins Gesicht, schlüpft sie in die Stimme. Beherrscht man die Stimme, sucht sie die Finger heim, mit denen D. zitternd seine Bestattungswünsche unterschreibt. Dann schickt er mich fort. Will nichts mehr wissen. Schickt mich fort. Aus der Stadt zurück zum Haus am See, ganz sanft und zärtlich.

Weil er auf mich angewiesen ist, erträgt er mich nicht.

Zwischen dir und mir liegt ein Abgrund. Zwischen jedem Ich und Du und wo kein Du, ist kein Ich. Du bist der Krebs, der auf dem Stein liegt, bist Stein, Klarheit des Wassers, du bist der Blick, die Augen, bist Mund, Wörter, bist Hand und Mandel darin, du bist du, D. der Todgeweihte, auf der anderen Seite, immer.

In deinen Augen hängt für mich alles davon ab, ob ich noch fähig bin, dich zu erkennen. Deine Augen, sie sind zwischen dem, was du sagst, und dem, was du meinst, zwischen den Wörtern und dir. Deine Augen sind das, was beide Seiten infrage stellt.

Zwecklos zu schreiben jetzt. Gerade deshalb: Es regnet.

Hinter dem Fenster verlieren sich die Blicke im Dickicht der Zitrus- und Mandelbäume. Irgendwo dahinter sitzen die Krebse auf den Steinen und observieren Tropfen, die auf der Wasseroberfläche einschlagen.

Jemand sagt, ich wäre ein guter Sozialarbeiter geworden.

Der Regen, sage ich, er wäre eine gute Reinigungskraft geworden.

Die tropfenden Bäume.

Die Tropfen.

Sie wären gute Wörter geworden.

Um die Mandelkerne aus ihren Schalen zu lösen, benutze ich Steine. Treffe ich die richtige Stelle, genügt ein Schlag, was nicht immer der Fall ist. Dann schlage ich nochmals zu und das genügt oft auch nicht, und am Ende liegt die zersplitterte Schale vermengt im zerstörten Kern.

Wenn Wörter über Lippen gehen, fallen sie in die Hände. «Hände sind grob und dumm», sagt D., «sie machen mit den Wörtern, was sie wollen. Sie fällen die Bäume, zertreten das Gras.»

Sie haben D. ein eigenes Zimmer gegeben. Er hat das weiße Hemd angezogen und den blauroten Schal. Ich habe ihm Parfüm gebracht. «Don Juan». Zweimal an den Hals und einmal auf den Kopf. Ich mache es ihm nach, werde seinen Duft durch die Stadt, die Wälder, zum Haus und See tragen. Er redet viel.

Blüht auf wie die Lilien, zu denen er vor ein paar Tagen noch meinte, sie würden ihn überleben. Draussen fallen gelbe Blätter von den Bäumen, die D. nicht sieht. Gelb wie Frida Kahlos Gesicht. Gelb wie D. der sich überlegt, sein Herz zu spenden, als notwendige Geste, um die Richtung der bevorstehenden Reise zu beeinflussen.

In seine Brusttasche schiebe ich ein Herz Ass. Bei Bedarf kann er die Karte ausspielen.

«Schreiben», sage ich, wenn D. fragt, was ich durch den Tag mache. «Ich schreibe auch über dich», sage ich. Alles vermenge sich und füge sich zusammen zu einer Geschichte, die sich wahr anfühle, obwohl es eine Geschichte sei.

Ich sage: «Sein Kind», wenn die Ärzte fragen, wer ich bin. Es gibt Lügen, die wahr sind.

«Kind», sagt D., «einst war ich eine glänzende Murmel. Nicht ich, eine andere Murmel, glänzender noch, glänzender nicht möglich, hat mich glänzen gemacht. Niemand sonst sah mich glänzen, nur sie. Ich glaubte ihr und glänzte auch für mich, und wir glänzten zusammen. Niemand sonst sah mich glänzen. Kind. Niemand sonst. Ich verlor meinen Glauben. Und auch sie verlor ihren Glauben. Sie hörte zu glänzen auf, wurde matt, und voll Kummer begegnete sie einer anderen Murmel, einer glänzenden und schimmernden wie einst ich. Die andere Murmel machte sie wieder glänzen und fortan glänzten sie zusammen. Ich wurde ganz matt, Kind, ich glänzte niemals wieder und kullerte in die Gosse.»

«Lies», sagt D., «lies mir aus der Geschichte vor. Ich will sie hören.» Dann schliesst er die Augen. In meine Stimme schlüpft die Angst. Nach der ersten Seite breche ich ab. «Ich kann nicht», sage ich, «ich kann nicht.»

In der Stadt wächst kein Gras mehr. Wörter haben es zertraten bis hinunter in die Wurzeln. Wörter streunen umher wie Katzen. Wir mögen sie. Streicheln sie. Füttern sie. Nehmen und geben sie weiter. In der Stadt fällt das Sprechen leicht, weil alles spricht. Stehe ich am See bei den Krebsen, schweige ich.

Die, die in den Wäldern zwischen unserm Haus und der Stadt leben, sagen: «Wir haben keine Wörter. Unser Material ist nicht willig. Es entzieht sich jeglichen Ideen und Formen. Wir können es weder ordnen noch werten. Wir sehen bloss zu, wie alles lebt und darum sterben wird.»

D. sagt: «Ich werde ein Gefühl für dich unterhalten, an dem du entlangleben kannst.»

Ich weiss nicht. Ich weiss nicht wie das geht, aber vielleicht weiss es jemand anderes, oder niemand weiss es, und niemand kann es wissen. Deine Gedanken, wenn ich nicht denke, sind mir gegenwärtiger als deine Gefühle, wenn ich nicht fühle. Aber wie kann ich das wissen. Ich kann das nicht wissen.

Kira Behar

■ Bausteine

Gefühle mit dem Alltag beschreiben
Und so
Komplexes in Banalem einfangen
Darstellen
Zum Wiedererkennen
Um das Grosse in dem Kleinen zu entdecken
So dass das Schwere leicht wird

oder der Alltag schwer

Heute war so ein Tag
 was mach ich hier?
zum Glück bin ich hier
 hab ich was Falsches gesagt?
immer ich sollen doch die Anderen mal

aber ich mach's eigentlich gerne

du hast mich schon wieder so angeschaut
ich hab vergessen wie du damals aussahst

ich bin gern mit dir

aber so ganz anders gern mit dir

das klingt, als ob ich verliebt wär
das ist auch gar nicht so unähnlich
aber nein
ich habe mich entliebt (Word sagt, das Wort gibt es nicht)

und auf eine subtilere Weise, tut das aber ebenso gut

und wieder verliebt bin ich auch (das tut sehr exzentrisch
gut)
und zwar in wen anderen

ich hab für dich einen anderen
kleineren Ort in meinen Leben gefunden

und das fühlt sich gross an.

■ living on the edge

it's so easy to take a step too far
too easy to oversee the line
which is there for a reason

balancing
is not my strength
it's either or
a little too much
or too little

am I too little?
my mind?
my thoughts?

I am lost
trapped by the lines around me
that seem to always draw closer
narrow margins
boarders
which could be guiding me

but those lines

an inconsiderate hand
aimless

I drop the pen

■ (o.T.)

Sometimes
I feel this sadness
that is deeper than my tears can reach
It is so deep
it feels like emptiness
But in fact
I am full
of this sadness

■ weißt du

das blau des himmels
wenn die sonne gerade untergegangen ist
so blau blau
ein strahlendes dunkelblau

oder das frische gras
leicht feucht
so blühend ohne blüten
jederzeit bereit für abenteuer

oder dieser flüchtigste moment
wenn ein fuchs vorbeihuscht
am rand der stadt
unerwartet magisch

und
wenn man auf dem rücken liegt
im sommergras
beobachtend
die friedlichen wolken
ingerahmt von hohem gras neben einem
oder ingerahmt von den sanft wippenden blättern an
den zarten ästen
fast schwerelos

manchmal fragst du mich
was durch meinen kopf gehe
was ich dir für einen blick gäbe

ich denke
genau so
wie dem himmel
wie dem gras
wie den wolken

in deine strahlende augen blickend
huscht das gleiche gefühl durch meinen körper

unerwartet magisch
sanft
abenteuerlustig
und schwerelos friedlich

so

Loris Aregger

■ Du: Staub

Aus der Serie «Vorbereitungen für den Wiedereintritt»

Stell dir vor: eine ganze Landschaft, in der sich alles gerade im Moment seiner Befreiung befindet. Du bist nicht mehr das Bindeglied all dieser Kreaturen, all dieser Dinge, nein, sie hängen jetzt untereinander zusammen, ganz ohne deinen Blick sogar. Schau deine Hand an, wie sie im Luftraum zuhause ist, gerade noch von den letzten Sonnenstrahlen beschienen, schon auf dem Weg in den dunklen Hintergrund. Die von Brombeeren überwucherten Tannen entlang dem kalkgelben Weg sind ihr näher als du es bist. Du wolltest dich des Allerhöchsten annehmen, Glanz hinzaubern, wo sonst Staub liegt. Jetzt, fast selbst schon Staub geworden, leuchtet alles auf und du weißt: dazu braucht's dich nicht. Schreib das auf. Falls du den Heimweg findest, schreib das auf und streck fortan die Hände nicht ins Leere, sondern fass Steine, Bretter, Äpfel und Gesichter damit an.

■ Unruhe und Zuversicht

Aus der Serie: «Vorbereitungen für den Wiedereintritt»

Der Glaube an eine höhere Instanz und deren «rechtes Mass» trug ihn über seine Aussetzer und Schwindelmomente hinweg, und er verzieh sich deshalb grundlos, denn es sei nicht an ihm, die Kräfte einzuteilen, einzig, sie zur Verfügung zu stellen.

■ **Letzter Aufruf**

Aus der Serie: «Vorbereitungen für den Wiedereintritt»

«Nehmt mich!», sagte der junge Mann, «nehmt mich als Beweis dafür, dass eure Welt vom Teufel ist. Hört all meine Seufzer und Würger, mein dämonisches Orchester, wie es in mir aufspielt und jede Ruhe schnell vertreibt; seht mich durch die Strassen gehen, mal dieses, mal jenes Bein steif, wie ich aus dem Takt falle, nein, wie ich gegen den Takt vorgehe!; fühlt meinen Nacken, wenn ich ihn am Abend aufs Kissen lege, fühlt wie Drahtseile aus meinen Muskeln wurden, die ohne Umwege an der Ferse ansetzen, reglos der Mensch dazwischen; versucht meine Hand zu nehmen, nachdem wir tagelang beisammen lagen, und sie wird wegfliegen, zurückschnellen, kalt sein... Eure Zuversicht zwingt mich in den Keller, wo ich ungestört die Fäuste ballte: Niemals, ich Kind dieser eurer Welt, wird aus mir ein Mensch werden, Tag für Tag, Zahn um Zahn, bis vor dem Rest sich nicht mal ein Reh mehr fürchtet.»

■ **Narr am Rand**

Aus der Serie: «Vorbereitungen für den Wiedereintritt»

Zurück im Leben. Was soll nun sein? Nehmen wir hierfür die historische Darstellung eines Schlachtfelds zur Hand. Abseits der blutverschmierten Mitte, ganz ins Grüne gebettet – steht dort nicht ein kleiner Mann und spielt die Laute?

Natürlich springt das Auge den Kriegern nach ins heillose Unglück, rollt mit den abgetrennten Köpfen über den Dorfplatz und flüchtet sich in die Unschärfe des Hintergrunds, doch: ganz zuvorderst, in Rufweite des Malers, mit ihm auf der erfundenen Anhöhe stehend, spielt der Narr uns ein Lied. «Ja was träumt ihr denn, wem schaust du zu? Dort hat's wohl noch Platz, dort in deinen Augen!» Es ist nicht schlimm, vom Graus sich abzuwenden und dem Unbekannten zu.

■ Alles, Alles, Alles

erstes Fragment eines noch zu schreibenden Romans

Er konnte nicht mehr sagen, ob er wirklich krank war oder einfach nur aus Faulheit sein Leben aufgegeben hatte. Die Faulheit war vielleicht eine Krankheit.

Er zog sich in seine ganz verdorbenen Gedanken zurück, fand reichlich Gründe dafür, ja, sie schienen sich, wohin er auch blickte, ständig auf ihn zuzubewegen. Sein Leben war komplett schwachsinnig geworden. Jeden Tag schob er diese Tatsache weiter vor sich hin, kam nicht darüber hinaus, und wenn er etwas von seinem Berg an Schwachsinn abzutragen, sich also davon wegzuschreiben versuchte, so tat er dies in einer derart schludrigen Weise, dass er bis auf einige wenige Fetzen nichts mehr davon entziffern konnte. Viele Wörter waren falsch geschrieben, es fehlten Buchstaben oder sie waren vertauscht, nicht in der richtigen Reihenfolge, verschlangen sich gegenseitig, Gross- und Kleinschreibung wurden nicht beachtet, er war sich sicher, dass es zwecklos war: er hielt die Schaufel absichtlich verkehrt herum – das Einzige, was er damit bewirkte,

waren Blasen, die sich anstatt an den Händen in seinem Gehirn bildeten, und vorzu platzten, eine eitrige Masse ausscheidend, die nicht nur sein Sprachzentrum, sondern auch seinen Orientierungssinn angriff, mitunter auch die Koordination der Gliedmassen verunmöglichte.

Er hatte sich aufgegeben und es mangelte ihm nicht an Mitteln und Gelegenheiten, dafür Beweise vorzubringen. Die Menschen auf der Strasse, im Einkaufszentrum, in den Zügen und Kneipen, und wohin er sich sonst noch gehen liess, sie waren allesamt Statisten seines Trauerspiels geworden. Sie waren dick, vollgepumpt mit Drogen, wütend, dann ausdruckslos oder vertrocknet, andere gar entstellt oder verkrüppelt, und diejenigen die zufrieden wirkten, waren allesamt erbärmliche Lügner, die sich ihres eigenen Unglücks noch nicht bewusst geworden waren und darum würdelos und ignorant. Die Einzigsten, deren Stolz ihm gerechtfertigt schien, waren die Alten, das heisst, die wenigen Alten, die nicht lebensmüde aussahen, die in Anbetracht ihres baldigen Todes doch aufrecht gingen, zwanglos. Von diesen gab es allerdings sehr wenige und so störte ihn beinahe nichts in seiner Routine.

Würde nur etwas mehr Dreck auf den Strassen herumliegen, dann müsste er nicht selbst so widerlich sein. All die verzogenen Gesichter und die träge herumgeschleppten Körpermassen: ein wandelndes Mülldepot, ein stinkender Eimer. So dachte er bei sich und nichts störte ihn dabei. Er fasste Mut. Hielt jemand seinem verachtenden Blick stand, so waren dies seine Meldungen: hasse nicht mich, hasse dich selbst, du Untier.

Alles triefte vor Lächerlichkeit. Wie die Ortsbusse immer die gleichen Kurven nahmen, gemächlich hier und dort einbogen, behutsam bremsen und wieder behutsam beschleunigten... wann fährt endlich einer über den Gehsteig in die wartende Menge? Wann stossen die verzweifelten Mütter

endlich ihre Kinderwagen das Bord hinunter oder raus damit auf die Hauptverkehrsachse? Alles hatte seine ganz allgemeine Scheusslichkeit und es war seine grosse Freude geworden, den Leuten ihre eigene, darauf aufgepfropfte Scheusslichkeit zuzuschreiben. Er wollte sich ihr Ungenügen in aller Klarheit vor Augen führen und ihrem individuellen Vergehen am Leben nachspüren, sich darin ausruhen.

Eine gewaltige Menge an Vorurteilen stand ihm hierzu zur Verfügung und er bediente sich schamlos. Jegliche Hemmung, die ihn davon abhalten sollte, stachelte nur noch mehr dazu an. Er hasste Schwarze, er hasste Frauen, er hasste Ausländer, er hasste die Schweizer, er hasste die Weissen, die Männer, er hasste Behinderte, er hasste die Normalen, sich selbst, seine Freunde, seine Mutter, seinen Vater, seine Brüder, alles, alles, alles, Tiere, das Wetter, die Luft, Städte, Kleider, die Möbel, die Füsse, die Kirche, die Blumen – alles.

Und all dies schrieb er nun täglich nieder in seiner so hässlich gewordenen Schrift, dass niemand es je herausfinden würde.

Er konnte nicht sagen, ob es ihm danach besser ging oder schlechter, aber er wusste, dass er schreibend, wo immer er sich befand, ein besseres Bild abgab, als wenn er in die Leere gestarrt hätte. Und auch sich selbst schien er damit ein wenig näher zu kommen. Nicht nahe im Sinne einer Versöhnung, sondern im Sinne einer Fiktion. Er verbarg seinen verlorenen Verstand hinter dem unleserlichen Gekritzel und machte sich, zumindest während dem Schreiben, keine Gedanken mehr darüber, wie sein Leben auch noch sein könnte, was er damit eigentlich anzufangen hätte, wo sein Zuhause war, wie er sich benehmen müsste – er fühlte sich am Platz.

Darüber hinaus musste ihn nichts beschäftigen. Die Vergeudung des Lebens hatte endlich eine Form angenommen, in die er sich einfügen konnte, manchmal sogar ganz lustvoll.

Jahrelang hatte er versucht, die sogenannte Realität auf das Hochplateau seiner Ideale zu heben, sie aus dem Nebel ins Licht zu ziehen. Und nun, da ihn die Hoffnung emporzusteigen endlich verlassen hatte, war es ihm, gerade im Nebel, als käme er zur Welt. Keine Glanzgestalten, keine Helden, nur ein Meer aus gequälten Seelen, das in all diesen Gesichtern aufschäumte, angetrieben von einem niemals aussetzenden Strom aus Leid, der ihnen aus den Nasen tropfte, die Wangen zerdrückte und die glasigen Augen durchzog.

Es muss nun nichts mehr geschehen, sagte er sich, es wäre Heuchlerei zu sagen, es könne überhaupt noch etwas geschehen.

Seine Hinterlassenschaft sollte wie ein in Qualen erstarrtes Gesicht aussehen, eine für hunderte und tausende leidende Seelen dastehende Grabsäule, versteckt im Dickicht eines endlosen Dschungels, wo kein Lebender ihn je finden könnte, höchstens ein Verwesender vielleicht, der aufgehört hatte nach Trost zu suchen.

Betrat eine ihm bekannte Person sein Schreiblokal, so beugte er sich tief über seinen Block und mied jeglichen Blickkontakt. Es gab wenige, höchstens drei Menschen, zu denen er sich aufgerichtet, denen er die Möglichkeit gegeben hätte, ihn bei seiner Arbeit, ja, das war es, ihn so zu erkennen.

Unter allen Unbekannten waren ihm die Mädchen am liebsten – die knapp oder fast volljährigen, die noch zu schüchtern waren, um sich entschieden abzuwenden, und sich also von ihm beobachten liessen. Nur sie durften ihn von seinem düsteren Werk abhalten, seine Gedanken zerstreuen, weil es noch das Schlimmere war, als was seine Wörter ihm

boten: billige Kopien der peinlichsten Fantasien, Pornografie, ein Mädchenbezwinger der sein Gesicht wie eine Maske in ihre kleinen Brüste drückte, tiefer und tiefer in ihre Unschuld eintauchend... ja, dies liess er nun alles geschehen in seinem Kopf. Und wenn er dabei eine leichte Erektion bekam, so genügte ihm das als Beweis für seine Lebendigkeit und stärkte ihn für seine Arbeit.

Sein Gebot war, sich nicht mehr zu langweilen. Und je verdorbener seine Fantasien, desto grösser wurde sein Spielraum. Er dachte an seine so selten gewordenen Höhenflüge, an die Anstrengung, die es ihn kostete, für die Bewegungen des Baches, der Wolken und der Vögel empfänglich zu werden und wie sich dann all dies, nachdem es seine kurzen Liebeslieder für ihn gesungen hatte, wieder so plötzlich zurückzog, ja vor ihm flüchtete, und ihn, verletzlicher als zuvor, in der Kälte stehen liess.

Der Wortschatz der Schönheit und Barmherzigkeit hatte sich geschlossen, und statt darüber traurig zu sein – wie auch, sein Selbstmitleid war auch darin – warf er diesen ohne jegliche Andacht über Bord und fand sich plötzlich in einer Fülle von lieblosen Gefühlen wieder, die ineinander übergangen und verbunden waren durch ein sehr farbiges und aufregendes Netz aus Bedeutungen, mit dem er sich seit eh und je definierte, jedoch ohne genauer darauf zu achten. Er hatte endlich etwas gefunden, wofür er sich vorbehaltlos interessieren konnte: seine eigene Bosheit.

Es ging ihm nicht darum, diese zu beweisen, sie also in Taten umzusetzen, sondern er wollte ihre Sprache kennenlernen, sie als etwas Vielfältiges verstehen.

Sein bisheriger Umgang mit dem gemeinhin Negativen war immer ein passiver gewesen. Er hatte sich davon leiten lassen, hatte der Frustration und Angst seinen Körper zur Verfügung

gestellt, ihn starr werden lassen, hatte ihm Schläge versetzt oder ihn in Alkohol ertrunken.

Mit dem Aufkommen des Bösen, dem Ausbreiten der Wut und des Hasses, verband er die Verdrängung seiner Persönlichkeit und geriet ausser sich, folglich in einen Zustand der Zusammenhangslosigkeit, der ihm jegliche Erfahrung verunmöglichte. Alles um ihn herum wurde eigenschaftslos, und da er längst begriffen hatte, dass er allein dafür die Verantwortung trug, steigerte sich seine Selbstverachtung noch mehr. Dieser Kreislauf der Entartung, wie er es für sich nannte, konnte ihn, wenn er seine Anfänge nicht durchbrach, über die Dauer mehrerer Tage hinweg beherrschen.

Das Scheusal, Tag 1

(...)

Tanja Schwarz

■ **Künstlerin ohne Werk**

(Arbeitstitel)

Mit einer geringen Übertreibung ihres Empfindens hätte Agnes Born von sich sagen können, dass sie inzwischen kein Mensch mehr war, sondern eine Wolke. Trotzdem war ihr Kopf schwer.

Es war Winter gewesen und wieder Sommer geworden und nicht möglich, den Film abzuschliessen. Er war inzwischen wieder länger als vor zwei Jahren. Aber doch etwas kürzer als letzten Herbst. Manchmal fragte sie jemand nach ihrem Beruf oder nach ihrer Meinung. Sie wusste darauf nichts zu sagen. Sowieso wusste sie von sich kaum mehr etwas zu erzählen, und das hielt sie für einen Fortschritt.

Das Leben bildete eine Oberfläche, die so tat, also müsste sie so sein, wie sie ist. Ein Apfelhäutchen über dem Chaos. Darunter trieb die geheime Wirklichkeit der Dinge. Das Meer der unendlichen Möglichkeiten und niemals ruhenden Wandlung. Ihr Herz pochte. Sie spürte, dass das, was sie in diesen Augen-

blicken mit solcher Stärke ergriff, die Erfahrung einer grossen Wahrheit war. «Kein Ding, kein Ich, keine Form, kein Grundsatz sind sicher, (...) im Unfesten liegt mehr von der Zukunft als im Festen und die Gegenwart ist nichts als eine Hypothese, über die man noch nicht hinausgekommen ist», hatte sie in früher Jugend bei Musil gelesen. Ihr Film würde das endlich erfahrbar machen.

Einmal hatte sie versucht, sich auf einer Dating-Plattform anzumelden. Es war ihr nicht möglich, die Fragen zu ihrer Person zu beantworten, zu ihren Eigenschaften und Interessen, Lieblingsgetränken und Lebenszielen. Das Einzige, was sie inzwischen mit Sicherheit wusste, war, dass sie niemals etwas werden wollte. Auch Foto hatte sie keines. Beim Zähneputzen ging sie in der Wohnung herum, um sich (*sich!*) nicht im Spiegel anblicken zu müssen. Die Unwiderruflichkeit ihrer physischen Erscheinung beleidigte ihren Möglichkeitssinn. Nie würde sie eine grosse Nase haben oder krauses Haar oder einen Penis. Nie ein Kaktus oder ein Oktopus sein.

Sie versuchte, die neuen Bilder, die sie gestern im Wald gesammelt hatte, in die Timeline einzufügen. Die stimmige Aufnahme der Ameisenkolonie bei Abenddämmerung und das Zoom-in auf den sterbenden Käfer verwoben sich widerstandslos mit der Szene im Supermarkt – waren aber auch sehr interessant in Kombination mit den sonderbaren Zehen ihres Liebhabers. Beide Zusammenhänge fühlten sich wahr an. Besonders wenn man im Off die Zitate von Chris Marker – oder vielleicht doch die Tonaufnahme der singenden Mönche aus Peking? Nein, es war nicht zu entscheiden. Jedes Fragment war voll mit diesen Andockstellen. Jeder Schnitt verzweigte sich in unendliche Möglichkeiten. Und genau *das* musste gezeigt werden. Ihr Film würde, indem er (...) – und wieder konnte ein wichtiger Gedanke nicht zu Ende formuliert werden.

Es schüttelte sie. Sie sass im Atelier von B. und blickte auf seine neuen Ton-Skulpturen. Der Umriss der Dinge verletzte ihr Bedürfnis, sich in den Horizont wegzuschiessen und dort für immer in der Ununterscheidbarkeit von Himmel und Erde aufzugehen. «Formbehauptung, Komposition, Entscheidung – darum geht es in der Kunst.», sagte B. und rollte sich eine Zigarette. «Jedes geglückte Kunstwerk ist ein geglückter Kampf gegen das Chaos.» An seinen wurstigen Fingern klebte Ton. «Und überhaupt: Mensch sein bedeutet immer: Konsistenz behaupten! Das Gestaltlose im eigenen Innern und in der Welt in eine Ordnung bringen. Sonst ist man verloren. Wie wir von Wittgenstein gelernt haben (...)» etc. Er bildete sich etwas darauf ein, einige Semester Philosophie studiert zu haben. «Jeder Selbstentwurf ist eine Sinninsel.» Das hatte sie nicht nötig. Sie war das Meer. Etwas das die Fassungskraft von Universitäts- und Kunstbetrieb bei weitem sprengte, überschwemmte. Hatte Wittgenstein nicht ebenfalls gesagt, man müsse «ins alte Chaos herabsteigen und sich dort wohlfühlen»? Lieber würde sie ein Leben lang keinen Finger rühren, als mittelmässige Skulpturen herzustellen.

Schon Gott hatte sich ja als Künstler in der Formbehauptung versucht, und es war offensichtlich keine gute Idee gewesen. Sie und alle anderen Wesen lebten in jenem Moment, wo Gott von seinem Werk einen Schritt zurücktrat, es betrachtete und erkennen musste, dass ihm der erste Weltentwurf nicht gelungen war. Dieser Moment dauerte seit tausenden Jahren. Überall litt alles an seiner Begrenzung durch Form. Es war grotesk. So etwas grosses und potentiell Unendliches wie die Seele in so ein kleines Menschengefäss zu stecken. Es platzte aus allen Nähten. Aber das war nie ganz möglich. Denn etwas in ihr – etwas das Gott in seiner Komödie der Individuation scheinbar miteingebaut hatte – ängstigte sich vor dem Platzen sehr. Die Form konnte nur gedehnt werden, aber nicht überschritten.

Ihre Kunst zumindest würde ein Protest dagegen sein! Mag sein, dass sie das Opfer einer Laune irgendeines Künstlergottes war, der sich mit schlechten Kunstprojekten die Ewigkeit vertrieb. Aber ihr Film würde sich diesem Prinzip entziehen, würde eine «Poetik der Inkonsistenz» sein. Eine Allianz mit dem Unbestimmten, dem *Noch-nicht*. Eine ästhetische Rechaotisierung! Sie zündete noch eine Zigarette an und sah den Rauchschwaden nach. Verrücktwerden lag in der Luft.

«Ich bin eine Künstlerin ohne Werk», entgegnete sie und verschüttete dabei ihr Bier. Sie hatte eigentlich etwas anderes sagen wollen und hörte zu reden auf. Überhaupt war es schwer geworden, etwas zu sagen, das so gut war, wie nichts zu sagen. Auch die Wörter erfüllten sie manchmal mit Grauen. Auch die Wörter gaukelten eine Festigkeit vor, die es nicht gab.

Sie starrte auf die feinen Keramikobjekte. Ihr Leben lag vor ihr wie ein Berg Ton. Wie ein unermesslicher Klumpen un-geformter Kraft.

Abends schlief sie so schnell ein, wie ein Stein ins Wasser fällt. Manchmal schreckte sie nachts auf. Das Paradox stand im Raum und kicherte. Um ihr Manifest des Unfesten in die Welt und zu den Menschen zu bringen – und das war gerade in diesen Zeiten der zunehmenden Verhärtung dringend notwendig! – müsste es erst Gestalt annehmen. Dann aber wäre seine Nichtfixierbarkeit, seine Komplizenschaft mit dem Flüssigen ja verloren! Es war unmöglich.

«Es ist fast zu einfach, um es zu verstehen», kicherte das Paradox. «Der Tod wird auch deinen Möglichkeitsraum verkleinern, hihi.» Sie spürte ein wehmütiges Stechen in der Brust. Was, wenn sich keiner um Musils Romanfragmente gekümmert hätte? Es wäre doch auch schade, wenn all ihre Bilder und Gedanken verloren wären! Wären Musils chaotische Manuskripte

von seinen Mitmenschen und Nachkommen nicht gebündelt und veröffentlicht worden, hätte sie von der geheimen Wirklichkeit der Dinge gar nichts erfahren. Würde sich jemand um ihren Nachlass kümmern? Wäre es doch an der Zeit, Kinder zu zeugen? Aber mit wem? M.? L.? B.? Und wo und wie leben? Wie sollte sie denn wissen, welche Lebensform die richtige war? Der erste Entwurf für das Leben, war ja schon das Leben selbst. Sie konnte es nicht später korrigieren. Ein schwindelerregender Wirbel erfasste sie (...)

[--> hier noch Szene einfügen, wo A.s ziellose Gedanken in einem Gegenstand (Tonskulptur von B.?) auf ihrem Nachtschisch hängen bleiben («Sehnsucht nach dem Stumpsinn wie nach einem Heimathafen») und ihre Angst Halt findet in der festen Form (als würde sich im Innern ihres Körpers sanft eine Hand schliessen). Jetzt müsste sie sich einziehen wie eine Angelschnurr.]

«Andererseits», notierte sie am nächsten Morgen, «kann man vom Anblick eines im Kerzenlicht glänzenden Objekts auch nicht auf Dauer sein Seelenleben fristen.» Die Kunst musste das Unmögliche wollen und das Unmögliche versuchen. Staying with the trouble! Ambiguitätstoleranz! Widersprüche aushalten. Unfassbar sein wie die Wolke, die schwebt.

Und wie eine Matadorin hielt Sie der wütenden Wirklichkeit das rote Tuch vor den Kopf, und liess sie ins Leere stürmen.

■ **vorahnung des unglücks in einer
aufgeblühten lilie**

augen und schatten
und das ausmass der blumen
dünn wie eine sekunde
ging uns die sonne
lange nicht unter
und verrücktwerden lag in der luft

■ **erinnerung an einen berg, der einst ein
geisteszustand war (das gewicht der angst)**

weiches gras unter den füssen
und wir wussten
nicht wie leben
und wir wussten
nicht wie sterben
—
und alles schwebte
und alles hielt

■ (o.T.)

lichter in den birken
wo wir grün sind wie laub
und jedes du ein ast ist

vogel
pack mir
das herz aus

so leicht wie
heute brechen die
knochen nicht mehr

■ **und wie all diese dinge notwendigerweise
wahr sind**

es nähert sich
alles was war
aber es ist nicht da
und es steckt
eine idee der
kunst in uns wie
ein stachel
wir werden geben
was wir nicht haben
wir können
36 jahre warten
auf einen tag
eine summe
unverstandener vorkommnisse
bin ich
bist du

und wie all diese dinge
notwendigerweise wahr sind

■ **ursprung der tränen**

jetzt da ich
meine jugend
wiederholen möchte
gelingt es mir nicht
zu weinen und ich
stopfe mir
die eingeweide
zurück in den bauch
die leibhaftige sprache
wie leuchtschrift
hinter den augen
und wie
komme ich jetzt
zu einer gefühlsregung
und wie lange
werde ich noch
am leben sein
jetzt da ich
meine liebe
wiederholen möchte

bist du vertauscht
und ich hoffe
mehr als ich will
und die blumen
und die vögel
und am himmel ein
glühender ball verloren
im weltall
es war
winter gewesen
und jetzt war es
sommer geworden
und wie lange
werde ich noch
am leben sein

■ **dass auf der zunge das wort *kraft***

dass mein ganzes glück am morgen
eine blaue tasse mit meinem namen
und kaffee, mein ganzes glück
während draussen die welt
sich weiterdrehte und
jede minute eine art
für immer verschwand

dass in dieser kleinen halbkugel
auf der mein haar ausdünn
die wörter wohnen und nicht
herauskommen

dass es mich schüttelt vor –

dass mein kopf so schwer
dass ein dutzend kräftiger männer
ihn nicht hochheben könnten

dass die natur immer noch so tut
wie wenn nichts wäre
dass alles schön wird
wenn man es nur lange genug anschaut

(darin liegt die erkenntnis
und schläft)

dass auf der zunge das wort *sehnsucht*
ich meine
sich die brust aufreissen wie
ein falke der seine jungen füttert

dass dein gesicht ein gestrüpp
wo jedes du ein ast ist
an dem ich hänge

dass auf der zunge das wort *leicht*
dass ich so schnell einschlafe
wie ein stein ins wasser fällt

vielleicht dass ein pferd noch kommt
und uns wegträgt
vielleicht dass ein bart uns entstellt
oder der himmel sich schliesst und
wir ein haus bauen

dass alles was tut als
hätten wir es verloren
sich heimlich sammelt und
ordnet zu einem zimmer

(du denk mit mir)

vielleicht dass ein ding
uns noch aufleuchtet
vielleicht dass ein satz
noch zurückkehrt
in den mund
lass ihn offen

dass auf der zunge das wort *kraft*

~~dass am himmel oben~~
~~warmes atemfeld~~
~~im körperinnern~~
~~die sterne windhauch klein~~
~~uns erblicken~~
~~und wir darin~~
~~geheim~~

dass mein ganzes glück am morgen
eine blaue tasse mit meinem namen
und kaffee, mein ganzes glück
während draussen die welt
sich weiterdrehte und
jede minute eine art
für immer verschwand

Michael Wittmann

obergasse

eintragungen in biel

eins,

als die vormieterin mir die schlüssel gab und das ein oder andere zur wohnung sagte, informationen betreffend der abläufe und gepflogenheiten, hat die schwester der vormieterin, auch sie hat vormals hier gewohnt, mir alles gezeigt mit ihren armen und händen mit ihrem gesicht hat sie all das gezeigt, was die vormieterin sagte. die schwester der vormieterin hat mir die wohnung gezeigt. dann haben wir gegessen. ich möchte lernen, wie man obst schneidet.

zwei,

heute schon geschaut
aus dem fenster
in den regen geschaut
dünne fädchen zwischen den fassaden
die streuobstwiesen
und wie kommen die apfelpreise
in die kasse getippt
in die maschine

heute schon geschaut
wie das obst gewogen
also die äpfel (diesmal mehrzahl)
in diesem säckli
von demeter fallbringen
möchte die preise vergessen
nicht den geschmack

drei,

in der bäckerei die verkäuferin erkennt mich wieder. die freude darüber erkannt zu werden; dem gegenüber das wiener gefühl: hoffentlich sieht mich niemand.

annie ernaux die scham gelesen ohne dem gefühl vom anfang, als mich das buch ganz hatte. viele wespen in biel.

vier,

im hautquartier
die scham gesehen
bei mir und bei den andern
wie sonnencreme
zieht sie ein unter die haut
wer liest das hier?

fünf,

heute nacht im traum wollte ich fort. amerika, new york, kalifornieren, genau kann ich es nicht sagen, nur dass ich am flughafen war. mein ticket war ungültig, vielleicht storniert, ich konnte nicht fliegen, oder nur, wenn ich bereit gewesen wäre, tausende euro für ein neues flugticket zu bezahlen. die wahrheit ist, ich weiß nicht, ob ich fort wollte.

aufgewacht bin ich in biel, in einer wohnung, auf einer matratze, die erst seit zwei tagen teil dieser wohnung ist. die matratze ist einen meter zwanzig breit.

habe sie geholt aus einer benachbarten wg, wo ich von k., frisch geduscht und mit angelaufenem spiegel, empfangen wurde. ob sie wisse, habe ich gefragt, ob ihre mitbewohnerin, die matratzenbesitzerin, gerne schokolade esse und k. strahlte, sie strahlte, als ob sie es wäre, die gerade eine tafel schoki und eine matratze bekommen hätte und nicht ich und nicht ihre mitbewohnerin.

und dann zeigte sie mir das zimmer der mitbewohnerin, wo die matratze lag, wenige quadratmeter, ein schreibtisch, bücher, blätter, stifte, nichts davon unüblich für eine person, die, wie sich herausstellte, schreibt. ein zimmer so klein, dass es mir unheimlich war. das also, dachte ich, braucht ein leben: einen ort, einen zum schreiben, einen zum schlafen.

sechs*,

ist das schon der richtige abstand?
zum ersten mal aufwachen zu zweit
vor dem fenster der markt, es ist markttag
es gibt keine einigkeit über pak choi
es gibt eine einigkeit über schildkröten.

(*mit carla lorenz)

sieben,

biel tag
ein neuer
soldat
steht in
der sonne.

acht*,

jetzt ist vorgestern und die tage schwimmen ineinander jetzt
ist
vorgestern was bedeutet diensttag und wir holen kein brot
dafür
kichererbsenmehl gebacken aus dem ofen dafür ricotta
tomaten
igel jetzt ist vorgestern
igel jetzt was spielt er der igel
welche rolle
welchen sommer
igel jetzt was spricht er der igel
bis in die stacheln stumm
auge verloren auch
igel jetzt
und davor, danach: mate, melone
und davor, danach: war ein tag ohne zahl
und davor, danach: hängen dosen von decken
und davor, danach: wird es eine liste geben
wovon
den haken die schon da
den haken die noch kommen
den stellen am
see am
körper
wo man liegen kann
wo es laut ist
wo ein ball eine hand oder vier
darunter die wiese
(immer wären wir gerne auf der wiese)

wo ein ball eine hand oder vier
igel
I,2,3,4 fäuste manchmal
der wunsch eine zu ballen
weil auch die
feist das macht ohne zu schlagen sich wehren mit einer
bestimmtheit
in den liedern den fäusten
es gibt diese lieder es gibt diesen und den letzten sommer
und wir sind igel ohne stachel mit augen aber
mit augen die sehen aber den haken nicht aber den haken
doch
was wir sehen das zeigen wir uns
was verschwommen ist
dem schwimmen wir nach
die boje ist gelb und rund
ist ball ist faust
ein igel in der sonne.

(*mit carla lorenz)

neun,

was wissen brote zu erzählen von jenem unterschied zwischen
belegt und bestrichen?

zehn,

bücke mich sitzend an jenem tisch, der schon da war, bevor ich
hier eingezogen bin, der tisch war schon da und nie dachte ich,
es sei ein schöner tisch, auch jetzt nicht, auch jetzt wieder fällt
diese spaltung, das in der mitte geschnittene (zum ausziehen),
ins auge, lässt sich nicht schließen, wie eine narbe und ich
weiß, dass gerade darin, aber ich sehe es nicht.
in der tischplatte sind äste, die ich sehe ohne sie zu zählen.
man sagt, das holz verliere an wert, wenn es viele solcher
äste habe. und ich denke, ja, es sind viele. und dann sehe ich
die teller, den käse, die butter, die tomaten, das brot und ein
muttermal auf meinem arm, der da liegt, auf dem tisch, der
alles trägt, was man ihm gibt.

elf,

ich hab's gern
wenn ich den
der da sitzt
gar nicht kenn.

zwölf,

aus den zehen ein ziehen
einen spaziergang gemacht.

dreizehn,

gerade ein fenster geschlossen gegenüber im haus ist
es auf
ein braunes haus mit grünem fensterladen und rahmen weiß
gegenüber
ein fenster
und der körper engt und was
gebe ich dem kopf zu essen zu
sehen namen nachrichten ich sabotiere
durch willenlosigkeit
wie damals
backflash stadion block west stiegenabgang
der klomann bittet um pfandbecher
und ich vermisse
das hochhalten von fackeln von fahnen transparenten ist da
etwa
ein auftrag oder ein treten ein aufgeben von dem was mir im
inneren und die ablenkung im grund
der glaube es könnte nicht reichen das gegenteil von demut
dieses
übermaß an kleinmacherei und größenwahn
es bleibt die suche
nach dem konkreten und ich werde mich heute anmelden
für dieses vipassana retreat für diese
tage des schweigens der ausrichtung
des aufrichtens also
stell die füsse auf den boden
trink dein wasser
sitz deine minuten
schreib deine zeilen
schau in den himmel

eintragungen

wasche die toten
spanne die pferde
halte die waage
rieche am apfel
achte den hügel
putz dir die nase.

vierzehn,

meine finger sind limitiert auf die zahl 10.
mein schreiben ist limitiert auf die zahl 7.

fünfzehn,

gestern quöllfrisch aus der dose,
gestern todesmeldung von d*,
gestern babypulver (2. stufe), prinzenrolle, schoki und lupinen.

sechzehn,

die abschließende zeit, die letzten tage in biel zu verwenden
zur säuberung zur leerung
zum putzen und tippen zum laufen und schauen zum zuhören
ich erwarte viel und mir ist schon klar, dass es nicht eintreten
wird, dass es anders kommen wird, denn es gibt die ablenkung
gibt
die anziehung und den unwillen die liebe und youtube
und was noch alles, es wird anders kommen, aber ich trete an,
möchte versuchen zumindest, was es heißt und wie das geht,
ein wille entsteht
wie ein geschehen auf der strasse autos velos
steine die sich fügen in einen platz die obergasse der baum
und seine blätter
siehst du ihn?
die schönheit dieser stadt liegt auf der hand in den gewässern
und den wänden den häusern und fenstern, auf dem tisch

- 1 quadratischer stoß zettelchen
- 1 anzahl an stiften
- 1 foto
- 1 spitzer
- 1 abziehtattoo, motiv: vogel
- 1 v60 kaffeebirne
- 1 vase mit bouquet
- 1 lampe
- 1 buddhafigur
- 1 schreibmaschine
- 1 telefon
- 1 glas
- 1 untersetzer gehäkelt
- 1 feuerzeug.

siebzehn,

wann kommst du zum schreiben
wann kommst du die tage zum schreiben
wann kommen die tage zum schreiben
wann kommen zum schreiben die tage
wann schreiben die tage ihr kommen
wann kommen die tage die schreiben.

achtzehn,

und immer die frage wo leben, wo leben und mit wem und auf
die antwort fallen die herbstblätter, die blätter bedecken die
antwort, jeden tag stehst du da und wartest auf den mönch
mit dem besen.

neunzehn,

instrumente liegen am kirchenboden, andere werden von
kinderkörpern gehalten. in einer der hintersten reihen raschelt
eine frau im zellophansäcklein.

Impressum

Herausgeber
CRMI-Kollektiv, Chrämerhuus
Langenthal

Redaktion & Gestaltung
Loris Aregger, Tanja Schwarz

Fotos
Elia Aubry

Druck
Schürch Druck, Huttwil

Auflage
50 Stück

Erschienen
am 31.05.2023 in Langenthal

Kontakt
info@crmi.ch

INFOS
www.crimi.ch

CRMI

Chrämerhuus



LORIS AREGGER

ELIA AUBRY

KIRA BEHAR

MARIO SALAS

TANJA SCHWARZ

NELLY STANEVA

MICHAEL WITTMANN